



Auch eine Form, an die fragilen erdräumlichen Verhältnisse erinnert zu werden: Verwüstungen nach einem Wirbelsturm im amerikanischen Mayfield, Kentucky, vor knapp einem Jahr.

Foto Picture Alliance

## Ausweitung der soziologischen Denkzone

Was erdräumliche Verhältnisse bedeuten: Markus Schroer sieht Nachholbedarf für das Studium von Mensch und Gesellschaft im Anthropozän.

Als Bruno Latour Ende der Siebzigerjahre seine ersten Beiträge zur Akteur-Netzwerk-Theorie veröffentlichte, war das mehr als eine Ausweitung der soziologischen Denkzone. Die teils empörten Reaktionen aus seinem eigenen Fach verriet, dass hier jemand eine Ausweitung der Kampfbühne begonnen hatte. Latour erntete Kopfschütteln für seine Forderung, zukünftig auch Natur und Technik als mithandelnde Akteure zum Gegenstand der Soziologie zu erklären.

Aber dann begann das Anthropozän. Und mit ihm die Suche nach einer Theorie für dieses Zeitalter, die nicht nur die Einheit von Erd- und Menschheitsgeschichte darstellen, sondern diesem Zeitalter auch den Schrecken nehmen sollte. Schließlich ist das Anthropozän in den zwei Jahrzehnten seiner Ausrufung bereits zum Metabegriff für die Krise geworden. Wie könnte die Soziologie dazu beitragen, dass der Mensch im

Anthropozän nicht bereits schon wieder verschwindet?

Markus Schroer zufolge müsste sie zunächst einen fatalen Irrtum korrigieren. Er besteht in der Vorstellung einer zunehmenden Emanzipation des Menschen aus seinen „erdräumlichen“ Verhältnissen. Im Anschluss vor allem an Bruno Latour, aber auch Michel Serres und Donna Haraway, fordert Schroer darum eine „Geozozoologie“, weil sich das Soziale und die Natur kategorial nicht länger unterscheiden ließen. Für die systematische Erfassung des „Gesellschaft-Natur-Kultur-Hybrids“ spricht nicht zuletzt, dass längst auch Disziplinen wie die Geowissenschaften nach Verbindungen in die Soziologie suchen. Das Problem ist nur, dass keiner antwortet. Ansätze, wenigstens das Ganze der Gesellschaft theoretisch zu fassen, sind seit der Archivierung der Systemtheorie Niklas Luhmanns eingestellt worden. Wer in der Soziologie Karriere machen möchte, sollte sich für Genderforschung, Sozialstrukturanalyse oder Migrationsforschung entscheiden. Aber einen soziologischen Beitrag zur Rettung des Planeten leisten? Der Spott, Gaia klinge wie Gaga, dürfte noch auf vielen Soziologentagen für Gelächter sorgen.

Natürlich müssen auch im Anthropozän noch Scheidungen erforscht, die Benachteiligung bildungsferner Schichten nachgewiesen und die Distinktionsgewinne der kulturellen Oberklassen zu Theorien der Gesellschaft verdichtet werden. Schroer dagegen sucht den Anschluss des Faches an Anthropologie,

Zoologie und Philosophie. Dazu holt er ungeheuer weit aus: Ob Wetter, Klima und Boden, Tiere, Steine und Pflanzen, menschliche wie tierische Behausungen, Pflanzengesellschaften und die Konturen einer posthumanen Gesellschaft, Geopolitik, das Kapitalozän, Viren, Zoonosen und Schlachthöfe – überall zieht er Verbindungen, entwirft Netze und eine wechselseitige „Geopraxis“ aller Lebewesen.



Markus Schroer: „Geozozoologie“. Die Erde als Raum des Lebens. Suhrkamp Verlag, Berlin 2022, 672 S., br., 30,- €.

Doch nach der Lektüre der dichten sechshundert Seiten dieses Buches wird leider klar: Die Soziologie selbst kommt darin eigentlich nicht vor. Es gibt noch keine Geozozoologie, und Schroer hat sie auch nicht geliefert. Sein Buch ist darum der äußerst profunde Nachweis einer Leerstelle. Das zentrale Anliegen, der Soziologie eine „intellektuelle Verarmung“ und eine „völlig unnötige Reduzierung“ ihres Gegenstandsbereichs nachzuweisen, gelingt Schroer einwandfrei. Dass das nicht originell ist, sondern von Latour und Haraway stammt, ist aber nicht das eigentliche Problem dieses Buches. Das Problem ist, dass sich Schroer für die heutige Fachsoziologie genau

so wenig interessiert wie diese sich für seine Gewährsleute aus Philosophie, Anthropologie, Dichtung und dem Film.

Welche soziologischen Felder haben denn bereits mit Naturbezügen zu tun? Die Konsumforschung? Die Techniksoziologie? Oder wenigstens die Agrarsoziologie? Die meisten Teildisziplinen des Faches dürften hier abwinken und ihr Desinteresse mit ihrer Nichtzuständigkeit begründen. Die Gesellschaftstheorie dagegen müsste sich betroffen zeigen, schließlich wirft nicht allein der Klimawandel die Frage auf, ob die moderne Gesellschaft überhaupt überleben wird. Ist die Geozozoologie darum eine strikt normative Theorie, die alles soziale Handeln unter den Vorbehalt stellen müsste, ob es zum Erhalt der Gattung beiträgt?

Erstaunlicherweise geht Schroer auf diese Problematik nicht ein. Ist die Geozozoologie eine Handlungstheorie? Die permanente Absicherung bei Latour würde das nahelegen. Aber wie verhält sie sich dann zur Theorie der funktionalen Differenzierung, die mit der Zoologie immerhin die Metatheorie der Evolutionslehre teilt? Könnte man ein gesellschaftliches Subsystem der Naturbeziehung jenseits der Wirtschaft entwerfen? Oder das mit dieser Theorie konkurrierende Prinzip der sozialen Differenzierung, also die Schichtung der Gesellschaft nach Einkommen und Bildung: Schon Ulrich Beck's „Risikogesellschaft“ von 1986 hatte ja klargestellt, dass sich auch die ökologischen Risiken gesellschaftlich ungleich verteilen würden. Wie wird die Gesellschaft des Anthro-

ropozäns sozial gegliedert sein? Das sind soziologische Schlüsselfragen, die die Geozozoologie zunächst einmal erforschen sollte. Bei Schroer kommt das alles nicht vor.

Was er thematisiert, sind die Klimadebatte und die Corona-Pandemie. Er streift jedoch eher distanziert durch die Klimapolitik, er referiert, aber er positioniert sich nicht. Er erwähnt zwar die Gefahr einer „Aushöhlung der Demokratie“ durch so etwas wie eine Ökodiktatur, aber sein Gegenvorschlag einer „Ausweitung der demokratischen Akteure im Sinne des Neomaterialismus“ bleibt substanzlos. Wer wären diese Akteure? Der Leser erfährt es nicht. Er erfährt auch nicht, warum Schroer die intensive soziologische Debatte während der Corona-Pandemie auf vier Seiten rasch abhakt, anstelle gerade diese Auseinandersetzung für eine Geozozoologie fruchtbar zu machen. Die empirischen Befunde wie etwa die soziale Schichtung der Bedrohungslage durch das Virus oder die zumindest zeitweilige Außerkraftsetzung der funktionalen Differenzierung während der Pandemie verdienen eine eingehendere Diskussion.

Wer eine Ausweitung der soziologischen Denkzone fordert, sollte sie mit den bestehenden Zonen des soziologischen Denkens unter Anleitung der eigenen Theorien verbinden. Trotz eines umfangreichen Literaturverzeichnis bleibt bei Schroer der Eindruck, dass das Sammeln von Fundstellen aus anderen Fächern und vom Film dafür nicht ausreicht. GERALD WAGNER

## Hör aufs Bauchgefühl

Katja Lewina sinniert über Beziehungsunfähigkeit

Als sie beschließt, ihre Exfreunde zu kontaktieren, befindet Katja Lewina sich eigentlich in stabilen Verhältnissen. Sie hat eine Tochter aus einer früheren Beziehung und führt schon seit einigen Jahren eine offene Ehe mit einem deutlich älteren Mann. Wie lebendig diese Ehe noch ist, dazu macht sie selbst ein paar skeptische Andeutungen, aber es gibt jedenfalls gerade keinen großen Umbruch in ihrem Leben. Nur die einsetzende Erkenntnis, dass vielleicht nicht an allen gescheiterten Beziehungen ihre Partner schuld waren.

„Schon in derart jungen Jahren kam meine ganze Beziehungsunfähigkeit zum Tragen. Andere waren zärtlich verknallt, ich schien einfach nur ein Arschloch gewesen zu sein.“ Mit dieser Feststellung macht Lewina sich daran, ihre Verflommenen zu kontaktieren, und dass sie sich selbst stark in der Verantwortung für das Scheitern der Beziehungen sieht, ist dabei dringend notwendig. Denn bei einigen hat sie verbrannte Erde hinterlassen, und nicht alle begrüßen ihre Kontaktaufnahme.

Lewinas Reise beginnt auf der Toilette. Dort sitzt sie und schreibt einem ihrer Exfreunde eine WhatsApp-Nachricht: „Ich schreib ihm das, während ich mich entleere.“ Ein Detailreichtum, der sich im ganzen Buch fortsetzt. Wer sich für explizite Beschreibungen von Körperfunktionen und Sex nicht begeistern kann, sollte sich die Lektüre sparen. Das gilt auch für alle, die klassische Sachbücher bevorzugen: „Ex“ ist mit gutem Willen als erzählendes Sachbuch einzuordnen, aber als fachliche Unterfütterung genügen eingestreute Zitate von Eva Illouz eigentlich nicht.

Das Konzept dieses Buches ähnelt dem Film „Broken Flowers“, in dem Bill Murray einen Mann spielt, der zu seinen ehemaligen Partnerinnen reist. Er stellt erst dadurch seine Fehler fest; Lewina ist damit schneller. Allerdings ist sie auch schnell damit, ihre eigenen Fehlschlüsse zu verallgemeinern. „Eine Partner:in soll uns bitte alles sein: Muse, Sexgött:in, Mutter, Vater, Kind und Haustier, Partner:in in Crime und Gute-Laune-Maschine in einem, und wenn eins davon nicht hinhaut, dann war ersie es eben nicht“, schreibt sie. „Und so stürzen wir uns kopflos in Beziehung um Beziehung, produzieren wir Ex um Ex um Ex.“ Wer ist wir, könnte man da fragen, aber die Antwort ist offensichtlich.

Die Autorin findet jedenfalls, man sollte herausfinden, was man aus Trennungen gelernt hat und was man künftig besser machen kann. Worin der Charme liegt, das erst Jahre später zu machen, verrät sie nicht. Dafür nimmt sie die Leser mit zu ihrem Therapeuten, bei dem sie versucht, ihre Beweggründe zu erkennen und zu analysieren. Und sie beginnt direkt wieder eine Beziehung mit einem ihrer Exfreunde, aber diesmal macht sie es richtig, findet sie. Oder zumindest richtiger.

Das liest sich meist unterhaltsam, aber der Erkenntnisgewinn ist gering. Besonders unangenehm wird einem das an jenen Stellen vor Augen geführt, an denen die Autorin für sich einen neu gewonnenen Expertenstatus reklamiert. Über ihren Mann schreibt sie: „Was auch immer noch passiert, wie auch immer unsere Beziehung sich verändern mag: Wir werden einander immer wichtig bleiben. Das, meine sehr verehrten Leser:innen, ist wahre Liebe.“ Ach so. Am Ende überrascht sie noch mit fünf „Learnings“. Eines davon lautet: „Unser Bauchgefühl lügt nicht.“ Und schließlich folgt ein Aufruf: „Ruft eure Ex an! Ihr könnt nur gewinnen.“ Mag sein. Aber was? JULIA BÄHR



Katja Lewina: „Ex“. 20 Jahre, 10 Männer und was alles so schiefgehen kann. Dumont Verlag, Köln 2022. 208 S., geb., 22,- €.

## Leichter Menschenaffengeruch

Nicht von schlechten Eltern: Wolf Christian Schröder Roman „Fünf Minuten vor Erschaffung der Welt“ zitiert Kafka und Hölderlin und erinnert an Robert Walser

Der von Kafka bewunderte Robert Walser hat einen Nachfolger gefunden. Ob Wolf Christian Schröder auch ein würdiger Nachfolger des literarischen Geheimtipps und Schweizer Sonderlings ist, muss sich erst noch zeigen, aber dafür spricht, dass „Fünf Minuten vor Erschaffung der Welt“, soeben erschienen in der Berliner PalmArtPress, dieselben Stärken und Schwächen hat wie Robert Walsers Romane, etwa „Geschwister Tanner“ oder „Jakob von Gunten“: eine an den Haaren herbeigezogene hanebüchene Handlung, die jedem Realismus Hohn spricht, ein sich selbst bemitleidender Held, der nicht weiß, was er will, und sich, wenn überhaupt, falsch entscheidet. Dazu ein redundanter Stil, der Gefühle und Gedanken plattwalzt bis zum Gehtnichtmehr, aber trotzdem oder gerade deshalb einen Sog erzeugt, dessen hypnotischer Wirkung das Publikum gern erliegt.

Worum geht es? „Fünf Minuten vor Erschaffung der Welt“ ist ein modernes

Märchen, nein: eine postmoderne Version der Parabel von „Hans im Glück“, der einen Goldklumpen eintauscht gegen ein Pferd, eine Kuh, eine Gans und zuletzt nur noch einen Schleifstein besitzt, der in den Brunnen fällt.

Schröder hat außer Romanen auch Film- und Theatertexte publiziert und Stücke von Tschchow und Tom Stoppard übersetzt. Ähnlich wie Karl Rossmann in Kafkas „Der Verschollene“ hat sein Romanheld einen Millionärsnkel in Amerika, der demjenigen Verwandten, der als Erster am Sterbebett eintreffen wird, sein schier unbegrenztes Vermögen vererben will. Georg Grissmann, Volkskundler, Heimatforscher und Sammler von Kinderversen, machte sich aus Tübingen auf den Weg und gewann den Wettlauf gegen seine Rivalin, eine junge Frau mit Sohn im Elvis-Kostüm. Fortan lässt Grissmann allerdings nichts unversucht, um den Reichtum wieder loszuwerden und zurückzufinden in sein von Armut bestimmtes

früheres Leben. Was ihm nur unvollkommen gelingt.

Nach Tübingen zurückgekehrt, rettet er ein kleines Mädchen vor dem Ertrinken, wird ohne sein Zutun zum Bürgermeister gewählt und entzieht sich dem Rummel um seine Person durch abermalige Flucht in die Neue Welt. In Schröders Roman kommt alles zwei- oder dreimal vor: Es gibt zwei Grissmann'sche Häuser, eines in Tübingen, eines in Amerika, und der Protagonist hat drei Jugendfreunde und Studienkameraden, die ähnlich exzentrisch sind wie er. Seine wechselnden Geliebten, ob sie nun Helena heißen, Britta oder Lorna, sind Wiedergängerinnen seiner geschiedenen Frau und Nymphomaninnen, die Grissmann um jeden Preis ins Bett zerrren wollen, was der nur widerstrebend mit sich geschehen lässt, obwohl Geld dabei keine Rolle spielt.

Der Text ist weder politisch noch feministisch korrekt, und es wird nicht einmal klar, ob er an der Wende zum 21.

oder zum 20. Jahrhundert spielt: Der Name des Protagonisten erinnert an einen französischen Fußballstar, und es gibt Parallelen zu Boris Palmer beim Kampf um Tübingens Bürgermeisteramt, während der reiche Onkel in Amerika so anachronistisch wirkt wie das Waisenhaus, dem Grissmann einen neuen Spielplatz spendiert.

Trotz oder wegen seiner Ungereimtheiten aber ist dieses aus der Zeit gefallene Buch äußerst vergnüglich, ja spannend zu lesen. Es besteht nur aus Arabesken, mit denen der Ich-Erzähler die Leser umgarnet, umschlingt und auf das Niveau seiner Entschlusslosigkeit herabzieht, die als poetische Aura den Text gründiert: „Ich aber ging aus dem Haus, ging über das gefrorene Gras, das im Mondlicht leuchtete, ... ging unter den alten Bäumen, die mir gehörten, spazieren, hörte nächtliche Tiere rufen und sah sie über das Gelände huschen, das mir gehörte. Von hier kam mir das Grissmannhaus, wie es im Mondlicht lag, klein

und nichtig vor ... Dort war ich unter dem Einfluss des Reichtums vom Rechtszum Linkshänder geworden.“

Unter der weichen Schale verbirgt sich ein harter Kern, ein trotz aller Verspieltheit ernstes Anliegen, und der Roman lässt sich lesen als Paraphrase auf Hölderlins Gedicht „Lebenslauf“, endend mit dem im Buch mehrfach zitierten Vers „Und verstehe die Freiheit / Aufzubrechen, wohin er will“. Ähnlich wie Hölderlin in seinem Tübingen Turm weigert sich Georg Grissmann, erwachsen und vernünftig zu werden, um Gutes zu tun, wie Edna, die schwarze Haushälterin, ihm rät. Stattdessen wählt er individuelle Selbstverwirklichung durch eine Glücksdroge, die ihm von zwei an Kafkas Gehilfen erinnernden Erzengeln verabreicht wird. „Der Gehülfe“ heißt ein Roman von Robert Walser, über dessen echte oder nur gespielte Geisteskrankheit, wie im Falle Hölderlins, Psychiater und Literaturwissenschaftler bis heute streiten.

Auch die Kafka-Lektüre hat wie erwähnt im Romantext deutlich sichtbare Spuren hinterlassen: Die vielleicht subtilste Anspielung verweist auf „Bericht für eine Akademie“, wo sich ein aus dem Urwald geraubter Affe als Professor geriert – nur der „schlechte Menschenaffengeruch“ stört ihn dabei. „Mir war, als ginge ein leichter Menschenaffengeruch von mir aus, süßlich und fad“, schreibt Schröder und stellt damit das Zitat auf den Kopf. Dass die Schule, die sein Romanheld besuchte, im Volksmund Affenschule hieß, wird den Lesern erst nachträglich mitgeteilt. HANS CHRISTOPH BUCH



Wolf Christian Schröder: „Fünf Minuten vor Erschaffung der Welt“. Roman. PalmArtPress, Berlin 2022. 343 S., geb., 25,- €.